

März 2184, laufende Aufzeichnungen der Gärtnerin Habekos, Register: Private Ablage

Die Mädchen sind keine richtigen. Sonst hätten sie andere Fragen. Mittags, wenn die größeren in der prallen Sonne stehen, die kleineren im Halbschatten oder unter ihren Schutzhauben, gehe ich runter ins Dunkel zu den Chimären. Es gibt eine Stelle im Moos. Einer der ältesten Arme ist im Sumpf versunken, ruht wenige Zentimeter weiter unten, fault aber nicht. Ich lege mich ins Moos und der große Arm hält mich, trägt mein Gewicht. Mein Messgewand wird feucht und kühl am Rücken, ich träume.

Ich träume Geschichten aus zweihundert Jahren, die ich den Mädchen erzählen will. Ich träume von meinem schlafenden Kind. Mein Name ist Emilia Habekos, sage ich im Traum. Dann käme gleich die Frage, mein Traum denkt sie mit: Was ist eine Emilia? Amata Habekos, sagen die Mädchen, Gärtnerin Habekos, sagen die anderen Amatae. Sie bezeichnen bloß meine Funktion, meinen Status. Mein Name, denke ich, war Emilia Habekos, und ich war die erste katholische Botanikerin unter den Berliner Universitätspräsidenten. Lange davor war mein Name Emilia Habekos und ich hatte einen Mann namens Bianciardi. Ich hatte eine Frau, die Marya Kuzmich hieß, und wir hatten ein Kind.

Wären es richtige Mädchen, müssten sie an dieser Stelle kichern, so viel wüssten sie, so wenig. Und ich würde erklären, dass Kuzmich ein ukrainischer Name ist, ein gar nicht seltener, aber mit küssen nichts zu tun hat. Als Nächstes müsste ich erklären, was eine Ukraine ist. Was ist ein Mann? Was bedeutet das. Bianciardi bedeutet Weißmacher auf Sizilianisch, würde ich sagen, obwohl ich mir nicht sicher bin. Dann wüsste ich nicht weiter.

Ich bräuchte ein richtiges Mädchen, um mich verständlich zu machen. Marya hatte ein kleines weißes Plastiktier auf ihrem Schreibtisch, immer denke ich daran, wenn die Mädchen mich ansehen. Es nickte, wenn sie es anstieß, unaufhörlich mit dem Kopf, es wendete keinen Blick von ihr. Ich bräuchte ein ganz anderes Ding. Ein träumendes, ein flinkes; eines, das fortläuft. Ich müsste es mir ziehen.

Im Moos träume ich von Marya, so lange, bis die Perspektivschneise aufgeht, von der sie immer sprach. Stell dir einen Wald vor, Emilia. Einen hellen Wald aus lauter Birken, und ab und zu eine hohe Tanne dazwischen, es fliegen Blaumeisen und Kohlmeisen und Eichelhäher verlieren ihre Federn, damit du drin dein Schicksal findest, und es gibt diese schwarzweißen

Vögel mit dem roten Fleck am Hinterkopf, wie heißen die auf Deutsch, egal. Eichhörnchen gibt es, aber keine kastanienroten wie hier, sondern graubraune. Die sehen aus wie Ratten, weil ihr Schwanz weniger buschig ist und ihnen Licht von der Seite durch den Puschel scheint. Zu viele Details, sage ich, erzähl mir von der Schneise. Aber das ist wichtig, sagt Marya. Die Schneise öffnet sich von alleine, wenn du in ihrer Mitte bleibst. Alle Bäume schwinden nach hinten wie Puschelpelz in der Sonne, werden durchsichtig. Du siehst alle Lichtungen gleichzeitig. Auf einigen der Lichtungen links bist du noch alleine, da bist du mit deiner toten Amsel zuhause im Garten und alles andere, was du warst, bevor ich komme, bist du auch. Und dann komme ich, dann bin ich, und dann, auf den Lichtungen weiter rechts, bist du ohne mich, aber mit unserem Kind.

Marya hatte Recht und ich nicht. Ich sehe mich als Kind, mit Büchern, Erde, Brombeeren, Hühnerkacke, Brennnesseln. Ich sehe Marya im noch unsanierten Tieranatomischen Theater. Ich sehe Bianciardi am Klavier schräg hinter ihr, es steht auf einer schwarzen Plane, und ich frage mich, wie er in diesem düsteren Raum die Noten lesen kann. Ein dicker alter Dekan der lebenswissenschaftlichen Fakultät spricht und spricht und spricht, wir stehen herum, Bianciardi klappt das Klavier zu. Ich sehe Marya hinterher an der Charité, flirrendes Neonlicht, stinkender Teppich. Sie ist eine von fünf Menschen ohne Schwanz im Raum, da dachtest du noch, das bedeute eine Anwesenheit von genau fünf Frauen, sie hat gelacht. Marya, schmal und mit einer tiefen Stimme, schwarzen Haaren, anrasierten Schläfen, ihre Augen sind hell, aber ich weiß ihre Farbe noch nicht. Unser Kind erbt diese Augen, obwohl es nicht mit ihr verwandt ist. Marya, die immer gleichzeitig größer und zarter ist als alle anderen, Marya war einzweiundfünfzig groß.

Ich sehe Marya, wie sie im Seminar vor den ganzen Menschen mit Schwanz, nur zwei ohne sind übrig und das sind wir beide, über Mustererkennungsalgorithmen referiert. Alle hören sehr genau zu. Ich sehe Marya, wie sie als Einzige aufmerksam zuhört, als ich zwei Wochen später über Pilze sprechen soll und stattdessen über Chimärismus spreche, darüber, dass jede Mutter biologisch betrachtet eine Chimäre ist, und auch jede Frau, die eine Mutter hätte sein können, aber das Kind unterwegs verloren hat. Bei dieser Folie verziehen mindestens drei Schwanzträger entweder Mundwinkel oder Augenbrauen. Ich sehe Marya am selben Abend, oder ist es schon der Morgen drauf, auf Tadeusz' wichtigen Schultern im Club an der Torstraße, während er tanzt, und sie hat ihren Zeigefinger halb auf der Öffnung einer Flasche Stolichnaya, die sie schwenkt. Sie segnet alle, die unter ihr, um sie herum tanzen, mit

Stolichnaya, und Tadeusz' Gleichmut ist umfassender als der Bianciardis. Tadeusz sagt: Das ist meine Seele, die spart. Bianciardi hat als Kind zu viel Sonne gekriegt. Er verschwendet sich, deswegen kann er nichts anderes verschwenden, weder Wodka noch Worte.

Ich sehe Marya im frischen Märzschnee stapfen und rutschen, wir laufen den ganzen Weg hoch nach Weißensee zu Bianciardis Haus. Tadeusz und Bianciardi sind hinter uns und rauchen. Bianciardi trägt den fast leeren Stolichnaya, seine Hände sind rot. Ich singe, als hätte ich es nicht aufgegeben. Ich singe Maria Schubert vor, eine Oktave zu tief. Mein Atem dampft und ich bekomme keine Luft: Sucht ein Weiser nah und ferne/ Menschen einst mit der Laterne/ wie viel selt'ner dann als Gold/ Menschen uns geneigt und hold.

Ich sehe uns in unserem vierten Winter, wir sitzen im stickigen Steglitzer Gemeindehaus im Stuhlkreis, auf Regalbrettern unterm Oberlicht wuchern bleiche Agaven, und ich denke über Dickblattvermehrung, Zelltypen und Genscheren nach. Wir beten den Rosenkranz und zünden Teelichter an, zur Agape spielt Bianciardi auf dem verstimmten Klavier in der Ecke Bach. Marya hustet. Die Tage werden heller und sie wird schmäler. Als es endlich warm ist und wir das erste Mal wieder Geld haben, liegt sie neben mir im Bett in der Sonne und ich erschrecke. Sie fährt eine Ader an der Innenseite meines Oberarmes mit dem Finger nach. Ich sage, Marya, du bist durchsichtig. Es dauert nicht mehr lang, antwortet sie, und: Du brauchst ein Kind, sonst bist du alleine, wenn ich weg bin. Ich kann Bianciardi fragen, sage ich. Nicht fragen, sagt sie, er wartet seit Jahren. Tadeusz hat nichts dagegen.

Es dauert. Immer, wenn ich wieder schwanger bin, sagt Marya: Endlich. Immer, wenn das Kind geht, in der achten Woche oder in der zehnten und einmal, das ist schlimm, in der dreizehnten, sagt sie: Dann warte ich noch. Und die Kinder, die wir in der Toilette finden können, nimmt sie mit einem Porzellanlöffel hoch. Pustet ein Ei aus, teilt es mit einem einzigen Schlag des Küchenmessers in Hälften. Dann passt das Kind oder der Kindrest in eine, sie klebt die andere Hälfte mit Sekundenkleber dran, kaum eine Naht. Nur einmal, in dieser dreizehnten Woche, kauft sie mir, als die Krämpfe anfangen, ein Gänseei. Wir begraben alle Eier in Stroh eingeschlagen unter dem Holunder hinten im Garten. Bianciardi sagt auch dazu nichts und Tadeusz bleibt immer eine Woche in Polen, wenn es passiert. Aber schon nach dem dritten Mal fährt Bianciardi mit seinem Bruder in die Mani, zwei Wochen ruft er nicht an und schreibt nicht. Er kommt wieder; sie schleppen eine Kiste reinweißer Kiesel in den Garten. Vom Steinstrand, sagt Bianciardi. So groß wie ein ganz kleiner Kopf,

sagt Tadeusz, der gerade zurück ist, rollt einen Kiesel zwischen den Handflächen und küsst Bianciardi auf die Schläfe. Das Kind muss Maris heißen, sagt Marya, wenn es irgendwann kommt. Unter den ganzen Holunder legen wir zu viert Kiesel, sie leuchten in den frühen Abend, und jetzt dürfen die Hühner aus ihrem Drahtgehege wieder in den Garten.

Acht Jahre später ist Marya nicht mehr da und ich gerate in Panik. Nach drei Monaten kommt Maris, nach sechs Monaten mein Ruf. Es sind noch zehn Jahre, bis ich retten werde, was von der Welt übrig ist.

//

Juli 2196, Archiv an der Spree

Heute waren die Chimären nervös. Ihre Blätter quietschten im windstillen Raum, wie unter einem feuchten Finger, der darüberfuhr. Ab und zu dehnte sich die bleiche Haut der einen oder anderen. Ein Zucken, schon wieder fort. Als ob eine Ader pulst, dachte Emile, mit einem Aal drin, der nicht durch die Haut nach draußen kann. Ein Fisch in einem See aus heißer Milch, oben hat sich eine Haut gebildet. So ein Unfug, dachte sie dann, der wäre doch tot.

Staubflocken schweben durch das weiche Licht von oben nach unten, von unten nach oben. Emile sah ihnen nach. Legte den Kopf in den Nacken, als sie über einen der gemauerten Stege zwischen den Moosteppichen ins Rund unterm riesigen Oberlicht trat. Die Moosteppiche waren feucht und kühl, wenn man sie mit den Fußsohlen berührte. Aber tückisch waren sie auch.

Direkt darunter der Sumpf. So nannten sie die riesige Kloake, in der die Chimären wurzelten. Letztes Frühjahr war eines der kleinen Mädchen ins Moos gerannt, es hatte nicht gewusst, dass es über den Winter zu schwer geworden war. Drei, vier Meter weit hatte das Moos die Kleine getragen, ein Vögelchen, das übers Wasser laufen kann, unten warten die Aale. Dann musste sie in einen Spalt zwischen zwei Teppichen getreten sein. Emile erinnerte ein dunkles Gluckern; keine von ihnen hatte dem Kind helfen können. Ganz zuletzt, als es fast schon zu spät war, hatte das Kind endlich angefangen zu singen, mit einer hellen, zitternden Stimme. *Ave, maris stella.*

Jetzt wuchs es dort als zarte Agavenvariante weiter. Emile schaute nicht nach links, sie wusste, wo das kleine Dickblatt stand. Im Augenwinkel sah sie die weißen Ärmchen im Dämmerlicht leuchten. Die Chimären sind gnädig gewesen, dachte Emile. Chimären Mariä. Wieso eigentlich.

Ganz oben, die ersten Meter unter dem Oberlicht, leuchtete der Raum golden. Es musste Mittag sein. Emile meinte, von draußen die Zwölfuhrglocken zu hören, aber das bildete sie sich wahrscheinlich ein. Die meterdicken Pflanzen schluckten jedes Geräusch. Hier, in der Mitte des Archivs, war das Licht wie, Emile überlegte, Märzlicht. Wenn es dämmt im März, und der Tag ist schon warm gewesen. Aber abends wird es doch zu rasch kühl und du weißt, der Sommer braucht noch zwei Wochen. Dieses blaue, nein, dieses rauchblaue Licht. Ach, die Birken weiß wie Kiesel, dazwischen überall ein Zwitschern.

Die Chimären ängstigten sie nur als Gruppe, wie sie rundum an den Wänden wuchsen, in ihren Nischen, die bleichen, dick geäderten Körper mit ihren seitlichen langen Dornen von Schwarzsimmel und fluoreszierenden Moosen überzogen, die einzelnen, spitz zulaufenden Blätter ineinander verzweigt. Sie müssen verbunden sein. Wie könnten sie sonst alle gleichzeitig diesen pudrigen Staub in den Raum schicken – da, schon wieder. Emile hatte oft gedacht, dass auch ihre Wurzeln über die beiden letzten Jahrhunderte ineinander gewachsen sein mussten. Nerven in einem Kiefer, überlegte sie. Willst du sie trennen, machst du einen tauben Mund daraus.

Das Archiv lag direkt neben der Spree. Sein Fundament war stabil, eine riesige steinerne Wanne, die im märkischen Sand ruhte. Vor über zweihundert Jahren als Schwesternwohnheim auf einen zerbombten Altbau gesetzt, Waschbetonplatte zwischen Charité-Frauenklinik und ehemaliger Mädchenschule, hatte Amata Habekos ihnen diktiert. Jetzt wohnten drei Kohorten in der Schule und die Amatae hatten in der Klinik ein Labor. Es ist kein schönes Haus, dachte Emile, das Archiv, es bröckelt, obwohl die Pflanzen es stützen.

//

März 2184, laufende Aufzeichnungen der Gärtnerin Habekos, Register: Private Ablage

Ich geriet nicht mehr in Panik, als Maris endlich da war. Die Welt ist, wie sie ist, wir können sie nur verwalten, hatte ich zu Marya gesagt, damals im Märzschnee. Das ist nicht wahr, hatte sie geantwortet.

Die Welt ist, wie wir sie nicht verhindert haben, sagte ich später zu Marya, als sie nicht mehr da war, und zu Maris, wenn er sein Füßchen in den Mund steckte. Ich war kalt, hell und unerbittlich. Mein Herz raste zwischen all meinen Lichtungen im Wald hin und her, wenn ich daran dachte, auch noch unser Kind zu verlieren, aber ich stand still. Ich raste meinem Herz nicht mehr hinterher, immer die Schneise entlang, denn mitten in meiner Panik waren die Bäume nicht durchsichtig, sondern tot aus dem Wald gerollt worden, einzeln, fast alle, von mir. Ich blieb in meiner zentralen Lichtung in der Mitte und rührte mich nicht. Von hier aus konnte ich alles sehen.

Ich habe Szenarien geplant, eines nach dem anderen. Wenn ich nicht beim Kind war, dann war ich in meinem Labor oder in den Gremien. Ich hatte nicht mehr viel Zeit. Von oben traf mich ab und an Verzweiflung, eine riesige rollende Schneide, die meinen Wald weiter lichtete, bis er nur noch Lichtung war und gleißte. Mein Herz war weiter. Mein Monster, mein flaumhäutiges Monster, dachte ich. Alles hier ist eine Schneide, eine Schneide in der Schneise, alles ist Ei und splittert. Mein Zorn ist keine Hilfe und Recht haben will ich nur noch in den Gremien und aus taktischen Gründen. Aber eigentlich nicht mehr.

Dann konnte es irgendwann sprechen, dieses kleine Ding, und ich musste mich rechtfertigen, mich und meinen Plan. Es war schon im Halbschlaf, ich hatte ein monatelang erprobtes Pflanzenderivat in warme Milch aufgelöst. Es sollte schlafen. Ich wollte es wecken, wenn wir gerettet sind. Es sollte sein Puttengesicht behalten, hundert Jahre und mehr, wenn es sein muss. Aber es machte die Augen wieder auf. Immer galt es, immer war es ein Schock, wenn es die Augen aufmachte. Diese fedrigen, dichten, langen schwarzen Wimpern, eine ganz unwahrscheinliche Farbe lag drunter, Maryas Farbe, sie zog den Wald hoch und alles Metall in meinem Denken wurde stumpf. Maryas Grün. Seegrün. Nein, ein Birkenblatt. Nein, die Unterseite von Pappelblättern. Es blinkten Punkte darin.

Ich weiß es noch, wenn ich träume. Dann sieht Maris mich an und alles kommt zurück: Marya liegt neben mir, fast durchsichtig in der Frühlingssonne. Sie lacht und spekuliert, ob es ein Junge wird. Ob er Bianciardis Defekt haben wird. Bianciardi steht auf der schwarzen Plane im Tieranatomischen Theater, sein ganzer dicker Lockenkopf leuchtet im Dämmerlicht. Birken. Kiesel. Nur Putten haben solche Haare. So ein Gesicht, so dunkle Wimpern. Und plötzlich ist Bianciardi ein weißhaariger Bäcker mit pudrigen Augen, der nachts Motetten notiert, zwanzig Jahre sind vorbei, ich bin Universitätspräsidentin. Die erste Botanikerin in der Ahnenreihe der Berliner Universitätspräsidenten, schrieben sie. Wie unpräzise, Botaniker gab es unter den Präsidenten viele. Das Kind wird ein Monster, sagt Marya, unser Monster.

//

Juli 2196, Archiv an der Spree

„Emile!“

Mihas Flüstern lief die überwucherten Wände entlang, Emile zuckte zusammen. Sie schaute in die Runde und merkte, dass alle anderen sich schon ausgezogen hatten, sie war die einzige, die noch in Kleidern bei ihrer Chimäre stand.

„Du stehst mit dem Rücken zu deiner Chimäre, Emile!“

Rasch drehte sie sich um und kniete nieder. Immer versucht sie, mir zu helfen. Ich muss mich konzentrieren, dachte sie schuldbewusst, ich wäre längst angewurzelt ohne Miha. Sie zog die Arme in ihr Messgewand, öffnete von innen die Schnürung am Hals und stand auf. Der sattblaue Stoff fiel ihr um die Füße. Sie trat heraus, schloss die Augen, wartete.

Nach und nach wurden die Chimären ruhiger. Als ob der Raum immer leiser atmet, wie ein Kind. Ein warmer Rücken unter der Wölbung einer Hand, Flaum darauf, der sich in die Handfläche schmiegt. Diese wenigen Momente, wenn es innen noch spricht, bevor es in einen Schlaf fällt.

Das Summen hatte keinen Anfang, es war einfach da. Sie wusste, es waren die Amatae, zehn oder zwölf standen jetzt draußen, wie immer. Früher haben heilige Frauen mit ihren Stimmen Steine schweben lassen, hatte Miha gesagt. Amata Habekos meint, das sei keine Magie, sondern einfach nur das, was Musik kann. Doch wie immer konnte Emile nicht glauben, dass eine kleine Gruppe dieser dünnen, knorrigen Frauen so einen Ton bauen konnte, so einen Ton,

der, Emile zögerte, wie eine weitere Mauer war. Eine aus Backstein, die den Tag über in der Sonne gelegen hat, satt und rot. Als ob ein Moos wie Ziegenfell die Mauer einkleidet. Und sie schimpfte sich wieder, innerlich: Hör auf, pass auf. Da war es schon. Auf den dunklen Ton der Amatae setzen die Mädchen auf. Acht Töne darüber, eine ganze, dachte Emile, Oktave. Oktopus, die Agaven haben was davon, sie grinste, dann fuhr sie innerlich zusammen, fast zu spät. Jetzt konzentrier dich. Oktave, ja, und da muss ich dazwischen. Sie fand die Quarte und hörte, wie zwei der jüngsten Mädchen den Vers anstimmten:

*Ave maris stella
Nostra mater alma
Atque semper virgo
Felix coeli porta.*

In Emile klang eine Stimme nach. Für einen Moment sah sie eine beschlagene Glasscheibe, vielleicht auch Milchglas, aber da begann schon der Gegenvers:

*Was trug Maria unter ihrem Herzen?
Kyria eleison
Ein kleines Kindlein ohne Schmerzen
Trug Maria unter ihrem Herzen
Kyria eleison.*

Emile erinnerte einen Satz, weich war die Stimme gewesen und um sie herum ein Räuspern und Husten, da waren – andere Menschen gewesen, es roch nach Krankheit. Sie musste mit einem Kind gesprochen haben –

*Da haben die Dornen Rosen getragen
Kyria elei-*

es war, als ob die Erinnerung ihr im Augenwinkel lag, bloß wenn sie sich hindrehte, verschwand sie. Du musst sie leuchten sehen wie die kleine Agave, redete Emile sich zu, oder Kiesel in der Dämmerung. Dann kannst du sie hören. Was hat sie gesagt?

*-son
Als das Kindlein durch den Wald getragen
Da haben die –*

Und wenn ich, sprach die Stimme in Emile, abends deine Stirn wasche, weil sie

– Dornen Rosen getragen –

weil sie ja auch zum Gesicht gehört –

Kyria eleison.

Emile öffnete die Augen und erschrak nicht mehr. Vor ihr klaffte ihre Chimäre auf. Ihr glatter unterster Arm, nach oben gewölbt, zwei Meter dick und doch mit einer so zarten Haut, war in einer monströsen Wunde der Länge nach aufgerissen. Sie trat zwischen die beiden Hälften. Aus dem Fleisch tropfte es zäh herunter ins Moos. Hinter Emile klang das Echo des letzten *Kyria eleison* nach.

//

März 2184, laufende Aufzeichnungen der Gärtnerin Habekos, Register: Private Ablage

Marya hatte Recht, aber ich konnte ihre Farbe nur behalten, wenn ich Maris und uns alle rettete. Diese erste, perfekte Agave, die eine, die mir damals gelang, sie war riesig. Sie hatte ein Herz, sie hat es noch, eines, das nie austreiben wird. Niemand wird es je destillieren. Samtige, glatte Haut, oben beinahe silbrig, unten rauchgrau. Winzige Dornen, innen pulst Blut. Saft. Sie bewahrt uns auf.

Fast machte mein Monster damals meinen Plan zunichte. Fast wäre es wach geblieben und ich hätte es verloren. Wenn ich jetzt daran denke, falle ich wieder hinein: In den See, in die Blätter über mir. Ich liege in meiner Lichtung, wie es sie nicht mehr gibt.

Und Maris sagt, genau wie damals: Mama, du bist wie Afrika. Und ich warte einen Atemzug, bevor ich frage, wieso denn Afrika. Ich bin doch gar nicht warm. Maris sagt, aber das meine ich nicht. Mama, er sagt es, als hätte er es geübt, du bist eine Wüste, und ich will ihn unterbrechen und sagen, ja, ich weiß, diesen Vergleich verstehe ich und ich habe ja auch eigentlich gar keinen Wald mehr, außer, wenn du mich ansiehst, aber da spricht er weiter mit derselben kindlichen Unerbittlichkeit, die ich mir später nicht habe abgewöhnen können, bis ich hundert und ein bisschen war, und sagt: Mama, ich weiß, wie man durch eine Wüste geht.

Die Schneide fällt. Ja, antworte ich, das weißt du wohl. Vielleicht meinst du eine andere Wüste, sage ich, und meine Stimme ist nur ganz wenig unsterblich. Eine Wüste in Asien, eine, in der es kalt ist, in der ein Wind geht. Nein, sagt Maris, du bist eine Wüste und du bist wie Afrika. Da scheint ständig die Sonne. Ich weiß das, Mama. Aber nicht alle Leute können in der Sonne wohnen.

//

Juli 2196, Archiv an der Spree

Summend und sanft, ganz sanft legte Emile beide Hände in die Hälften ihrer Chimäre, mitten in die Wunde. Drunter pulste es. Ein warmer Rücken unter kühlem Schweiß, dachte Emile, ein Kind im Sommer, wenn es sich in den Schlaf geatmet hat, Blut unterm Flaum. Jetzt waren sie in einer Frequenz, ihr Summton und dieser fremde Puls. Jetzt stand eine Kathedrale, die ihnen beiden gehörte. Das Fleisch der Chimäre unter ihren Händen vibrierte, als ein hoher Ton einsetzte, ein Flirren. Sie presste ihr Gesicht an die engste Stelle des Spaltes, Saft rann ihr den Hals herunter. Keine Angst, du erstickst nicht. Sie bleibt bei dir. Bleib bei mir und ich bei dir, flüsterte Emile. Ich bleib bei dir bleib du bei mir.

Das Gebet kam aus dem Summen wie von ganz allein.

Gegrüßet seist du Chimäre, voll der Gnade. Maria ist mit dir. Du bist gebenedeit unter uns Mädchen und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes. Heilige Chimäre, Muttererinnerung, bitte für uns, jetzt und in der Stunde, in der wir verschwinden. Und wenn ich abends deine Stirn wasche, weil die ja auch zum Gesicht gehört, flüsterte es zurück. Kind, mein Kind. Emile lächelte, schmeckte Saft im Mund, ein bisschen bitter, nein, säuerlich, wie Ziegenmilch, bevor sie kippt.

Hinter ihr schloss sich die Pflanze. Sie vergaß zu atmen. Vergaß nicht, dass sie Sauerstoff brauchte. Mein Körper kann das, dachte sie, und jetzt war ihr Lächeln ein Messer, krumm und ohne Griff, es drehte sich in ihr und fiel, Spitze nach unten, tiefer in sie hinein, mitten in ihren Leib. Im Schmerz bleiben, nicht verkrampfen. Er öffnet dir deinen Körper wie eine Lichtung. Es geht doch. Es funktioniert auch dieses Mal, das Wunder. Seitlich im Nacken sprangen ihre Kiemen auf, sie fühlte, wie der Saft der Chimäre in sie eintrat. Jetzt habe ich deinen Körper betreten und du betrittst meinen, dachte sie, eine zweifache Gabe. Jetzt sind wir ein Chor, jetzt sind wir nicht mehr allein.